

Die deutschen Siedlungen in Galizien

- Auszug aus einem Referat von Oskar Reichert -
Kulturtagung des Hilfskomitees der Galiziendeutschen, im Mai 2003
veröffentlicht und nachzulesen im ZEITWEISER 2004

Die Landwirtschaft in Galizien zur Zeit der Einwanderung

Noch im Jahre 1772 bereiste Kaiser Joseph II. Galizien. Er stellte fest, daß weite Teile des meist fruchtbaren Landes im Besitz des Adels, der Geistlichkeit und der Klöster waren. Er überzeugte sich von der Rückständigkeit der Landwirtschaft. Die Felder lagen über mehrere Jahre brach, gepflügt wurde nur $\frac{1}{4}$ Elle tief. Futterkräuter, Gemüse, Obst etc. wurden kaum angebaut. Die Bodenqualität war sehr unterschiedlich: Den meist fruchtbaren, lehmigen und schwarzen Böden in Ostgalizien standen sandige Böden in Westgalizien, und besonders im San-Dreieck, gegenüber.

Um die gewünschten Kolonisten für Galizien anzuwerben, erließ Kaiser Joseph II. seine Ansiedlungs- und Toleranzpatente mit verlockenden Versprechungen. Von den vielen Verheißungen, die er in den Patenten versprach, wurden später nicht alle eingehalten. Doch eine Zusage war den Kolonisten besonders wichtig: sie wollten künftig freie Bauern auf eigener Scholle sein.

Deutsche Dörfer und Gehöfte in Galizien

Die Kolonisten wurden zum Teil auf urbaren Böden, zum Teil jedoch auf seit Jahren brach liegenden Böden angesiedelt. Die urbaren Böden stammten meist von staatlichen polnischen Krongütern (Kameralgütern), Starosteien (Güter der Landeswürdenträger, der Edelleute) oder von enteigneten Klostergütern. Doch selbst die urbaren Böden waren in einem miserablen Zustand, denn sie waren zum Teil seit vielen Jahren nicht mehr beackert worden und von Unkraut und Gestrüpp überwuchert. Da staatliche Ländereien für größere Ansiedlungen nur in begrenztem Umfang zur Verfügung standen, entstanden in der Regel nur kleine Siedlungen, verstreut über das große Land Galizien.

Die Mehrzahl der deutschen Grundwirtschaften hatte in der Anfangszeit zwischen 1782 und 1820 nur eine Größe von 11 bis 20 Joch (1 Joch = 2,12 Morgen). Die Kolonisten, die aus ihrer alten Heimat Bargeld mitgebracht hatten, erhielten entsprechend mehr Land.

Bei der Ansiedlung traten erhebliche Schwierigkeiten auf, verbunden mit einem zeitlichen Verzug bei der Errichtung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Daher versuchte man, die Siedler unter Gewährung von Zuzahlungen zu animieren, ihre Gebäude selbst zu bauen. Auch wurden in der Ansiedlungszeit keine Scheunen gebaut, und das Wohnhaus war mit dem Stall unter einem Dach.

Die Zuwendungen an lebendem und totem Inventar waren recht umfangreich. So erhielten, gemäß einer Aufstellung, z.B. die 42 Familien der Kolonie Bruckenthal: 2 Pferde, 2 Kühe, 2 Schweine, 1 beschlagener Wagen, 1 Pflug, 1 Egge, 1 Pferdegeschirr, 1 Spinnrad, 1 Leiter. Ferner kamen zum Teil in großer Stückzahl zur Verteilung: Äxte, Schaufeln, Schleifsteine, Sensen, Sicheln, Mist- und Heugabeln, Hacken, Bohrer, Messer, Sägen, Stemmeisen u.a. Die erste Aussaat wurde den Kolonisten 1786 unentgeltlich zugeteilt, denn erst in diesem Jahr kamen sie in der Regel zur Aufnahme ihres Wirtschaftsbetriebes.

Obwohl den Landwirten in den ersten 6-10 Jahren Abgabefreiheit versprochen worden war, mußten sie bereits nach 2-4 Jahren nach ihrer Ansiedlung für die unentgeltliche Überlassung der Gründe, der Häuser, der Stallungen, der Ackergeräte und des lebenden Inventars vierteljährliche, halbjährliche oder jährliche Geldzahlungen oder Naturalabgaben an den österreichischen Staat entrichten und auch Frondienste leisten. Hinzu kamen noch die Belastungen für den Pfarrer, den Lehrer und den Kuhhirten. Diese unerträglichen wirtschaftlichen Gesamtbelastungen führten bei vielen sogenannten „halben Ansässigkeiten“ (keine Vollwirtschaften) dazu, daß eine ganze Reihe von Grundwirten ihre ursprünglichen Ansiedlungshöfe verließen, um in andere Ansiedlungsorte umzuziehen. Es gab Kolonisten, die weiter nach Russland, in die Bukowina oder nach Ungarn zogen.

Ein Teil der Kolonisten wurde sogar vom österreichischen Staat „abgestiftet“, d.h. enteignet.

Die ersten 15 Jahre nach der Ansiedlung waren die schlimmsten. Hunger und Tod herrschten im Land. In der zweiten und dritten Generation nach der Gründerzeit hatten sich allmählich die Kolonien konsolidiert, die Phase der Resignation war überstanden, und der Gedanke weiterzuwandern verlor seinen Reiz. In der ersten Zeit nannten sich die Siedler noch Grundwirte. Erst viel später – etwa um 1900 – wurde für sie der Begriff Bauer eingeführt.

Im Unterschied zu den ruthenischen Dörfern wurden die deutschen Siedlungen überwiegend als schnurgerade Straßendörfer angelegt mit einer breiten stattlichen Straße, mit beidseitigen Gräben und mit Vorgärten. Nur bei größeren Siedlungen wurden andere Formen angewandt, so z.B. ein Straßenkreuz in Bruckenthal, Wiesenberg, Kaisersdorf und Falkenstein, zwei annähernd parallele Straßen in Landestreu und Schachbrettdörfer mit drei bis fünf Wohnstraßen, die durch schmälere Querstraßen verbunden waren, in Dornfeld, Josefsberg und Brigidau. Einmalig war das in Fünfeckform angelegte Dorf Königsau.

Bereits bei der Ansiedlung wurden oft mitten im Dorf Grundstücke für die spätere Errichtung einer Kirche, eines Pfarrhauses, einer Schule und eines Gasthauses freigehalten. Auf Grund der geometrisch-exakten Form der Siedlungen mit ihren optimalen Funktionen, integrierten Gehwegen, Abflußgräben, Brunnen etc. hoben sie sich augenfällig von den slawischen Ortschaften, meist Haufen- oder Waldhufendörfer, ab. Die deutschen Orte zeichneten sich sowohl durch ihre Zweckmäßigkeit, als auch durch ihre bauliche Schönheit aus und galten als Musterdörfer, wie man sie in Galizien vorher nicht gekannt hatte.

Der ausführliche Text ist nachzulesen im ZEITWEISER 2004 der Galiziendeutschen